

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Ämtliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 31.

Sonntag, den 31. Juli 1898.

V. Jahrgang.

Nemisa.

Eine märkische Volksage von Wilhelm Grothe.

Kein Land der Erde besitzt soviel herrliche Seen, wie die mit Unrecht übelberufene Mark Brandenburg; unter ihnen aber zählt der Teupitzer als einer der schönsten. Seine Ufer fallen steil hinab und die Anhöhen sind nicht unbedeutend. Vielleicht war es die Schönheit der Gegend, welche Friedrich Wilhelm I. das Schenkenländchen, dessen Hauptstadt Teupitz ist, zu kaufen bewog; denn im Grunde kaufte er mit dem Boden nur Armuth und Elend. Damals mochte er auch noch glauben, daß der Fleiß aus dem sterilen Boden Erzeugnisse schaffen könne, wogegen heute Erfahrung spricht.

Armuth herrschte denn auch in dem Häuschen des Fischers Gottfried Cornelius, wenn man seine Tochter Gertrud nicht als einen Schatz betrachtete, wie dies der Schuhmacher Friedrich Barslow that, der wackerste Jüngling des Städtchens, der um sie fast zum Dichter geworden wäre. Thatsächlich war sie hübsch und frisch, und jeder hatte seine Freude an ihr. Auch war der Ruf ihrer Sittsamkeit groß, so daß er bis nach Schwerin, einem Dorfe an der Nordseite des Sees, gebrungen war. In Schwerin aber wohnte der reichste Mann des ganzen Schenkenlands, Christoph Wulsen, der Müller.

„Ich werde Gertrud Cornelius heirathen“, meinte er und schickte den Freiwerber zu der Hütte, die Gottfried und seine Tochter bewohnten. Der Freiwerber trat mit Festigkeit auf, und der Fischer schlug ein, ohne sein gerade abwesendes Kind gefragt zu haben. Galt ihm doch die Heirath mit dem reichen Müller als das höchste Glück, das seiner Tochter widerfahren könnte! Gertrud war dieser Ansicht freilich nicht; denn sie hatte sich mit dem jungen Schuhmacher heimlich versprochen. Daher wollte sie auch der Zusage ihres Vaters nicht zustimmen, als er ihr bei der Zurückkunft von dem Markte die Werbung Christoph Wulsen's entdeckte.

Der alte Schiffer war hierüber gar zornig und schalt sie mit scharfen Worten, so daß sie weinend aus dem Hause schlich. Sie setzte sich an das Ufer des Sees, den kein Lustzug bewegte, und ihre Thränen rannen über ihre Wangen. So verging Stunde um Stunde, und schon wollte die Dämmerung der Nacht weichen, da regte es sich neben ihr, und über den

Gartenzaun schwang sich Friedrich Barslow und umfing die Geliebte.

„Gott im Himmel, was hat es gegeben?“ rief er, ihre Thränen bemerkend: „Du weinst!“

„Es ist aus, Alles aus!“ stöhnte Gertrud.

„Was ist aus?“ fragte Friedrich erschreckend.

Nun theilte sie ihm mit, daß Christoph Wulsen, der reiche Müller aus Schwerin, um sie geworben und der Vater ihr mit seinem Fluche gedroht habe, wenn sie sich nicht seinem Willen fügen werde. „Ich halte aber zu Dir, ich schwöre es Dir“, schloß sie: „Eher will ich ein Grab in dem See finden, als mich einem Andern als Dir vermählen.“

Bei diesen Worten warf sie sich an seine Brust, und er schlang seinen Arm um sie. Da hatten die Beiden Alles um sich vergessen und sahen nicht, wie sich das Wasser aufwirbelt und ein bleicher Nebel emporstieg, der sich zu einer weiblichen Gestalt ballte. Durch die Nacht schwirten aber die Worte: „Nemisa hat den Treuschnur vernommen.“

„Was war das?“ fragte Gertrud und Friedrich antwortete: „Das war die Rächerin alles Uebels, Nemisa, die Todesgöttin.“

Mit kaltem Schauer sah die Fischertochter die bleiche Gestalt entschweben, während Friedrich ihr erzählte, daß die mächtige Göttin, nachdem das Christenthum ihre Altäre gestürzt, ihre Tempel verheert hatte, auf Grund des Sees ihren Palast errichtet habe. Von dort steige sie viermal im Jahre auf, und man sage — — —

„Still, still!“ rief Gertrud, „das sind gottlose Reden, die der Herr Prediger verdammen würde. Die alten Wendengötter waren eitel Lüge und deshalb stürzten ihre Tempel.“

„Hast Du sie nicht selbst gesehen? ihre Stimme nicht selbst vernommen?“ wandte Friedrich ein; doch sie meinte, was sie gesehen, sei ein Nebelstreif gewesen, und was sie gehört, der Wind in dem Hagedorn und in den Blättern des Apfelbaumes.

„Gertrud!“ tönte ihres Vaters Stimme im Hau'e, und so makte sie von dem jungen Manne scheiden. —

Vier Wochen waren seit jenem Tage vergangen, und in dieser Zeit war Gertrud's Widerstand gegen den Vater und die Heirath mit dem ungeliebten Manne geschwunden oder gebrochen. Sie hatte Friedrich Barslow nicht wiedergesehen, der krank geworden war und sich nur langsam erholte. Es war ihr lieb, daß sie ihm

nicht zu begegnen brauchte; denn sie fürchtete die unerquickliche Scene.

„Morgen wird Alles vorüber sein“, meinte sie, als sie am Vorabend der Hochzeit wieder im Garten stand: „morgen findet die Trauung statt und dann fahren wir über den See nach Schwerin. In die Mühle wird er nicht kommen.“

Als sie so sprach, stand er plötzlich neben ihr, bleich und zitternd. Sie schrie auf und wollte entfliehen; er hielt sie jedoch zurück und gab ihr die Versicherung, daß er ihr Vorwürfe zu machen nicht gekommen sei. Er wolle ihr den Treuschwur nur zurückgeben, daß sich Nemisa's Zorn auf ihn wende. Bei der Erwähnung der wendischen Todsgöttin wurde Gertrud's Stirn mit Zornswolken bedeckt, und sie schalt ihn heftig seines Heidenthums wegen, daß er noch an den Spuck glaube, nachdem das Heidenthum seit Jahrhunderten aufgehört habe. Das trennte sie schon allein von ihm.

Friedrich schlich traurig nach Hause; denn er hatte gemeint, daß sich Alles sanft lösen werde, nicht, daß ein jäher Riß entstehe und die Geliebte ihm noch tödliche Worte sagen werde. Da war es ihm, als ob eine Hand kühlend über seine heiße Stirn fahre und eine sanfte Stimme ihm zuflüsterte: „Geduld! in wenigen Stunden wird Dein Leid vorüber sein. Ich bin nicht grausam, ich bringe den Schmerz und die irdische Qual.“

Der Jüngling breitete die Arme aus und rief: „Nemisa!“

Am folgenden Tage war der reiche Christoph Wulsen mit seiner Sippe nach Teupitz gekommen, um die Braut nach geschetzener Trauung heimzuholen. Er brachte Schmutz für Gertrud, und im Anschauen desselben vergaß sie des einstmaligen Geliebten; Wulsen aber erinnerte sie seiner, als er sie aus der Kirche führte, indem er fragte, ob der Schuster sie noch belästigt habe.

„Er liegt schwer krank“, versetzte sie.

„Geschlecht ihm recht“, meinte der Müller; „was wagt er sich auch neben mich zu stellen.“

Einen fröhlicheren Brautzug hatte das Wasser des Teupitzer Sees noch nicht getragen. Voraus fuhr die Musik, welche lustige Weisen spielte, dann kam der Rahn mit dem Brautpaare. Ihm folgten Gottfried Cornelius und die Gäste. Elf Fahrzeuge trugen sie.

Als man sich in der Mitte des großen Sees befand und die Musik während eines Augenblickes verstummte, tönte plötzlich die Sterbeglocke von Teupitz zu ihren Ohren. „Friedrich!“ schrie die schöne Braut auf und sank ohnmächtig in die Arme Christoph Wulsen's.

„Da wollte ich, daß uns der Teufel hole“, rief dieser aus. Ein Windstoß sauste daher und aus dem bezogenen Himmel zuckten leuchtende Blitze. Der See brauste gewaltig auf, so daß Alle zugriffen, um sich in Sicherheit zu bringen. Das Boot aber, in dem sich das Brautpaar befand, drehte sich im wilden Kreise um sich selbst. Hoch rauschten die Wellen an ihm in die Höhe, und den Ruderern war es, als ob eine Nebelgestalt die Arme um das Brautpaar schlinge und es in die Tiefe hinunterziehe, dann gelang es ihnen, zu entkommen.

Die Leichen des reichen Müllers und seiner Braut sind niemals an das Licht des Tages gekommen, die hält Nemisa in ihrem unterirdischen Tempel.

Das häusliche Mahl.

Von L. E.

Nachdruck verboten.

Unstreitig gewiß zählt es mit zu den Freuden und Annehmlichkeiten, zu den Schönheiten des Familienlebens, dann und wann einmal Frenade und Bekannte in seinem Hause zu einem Gastmahl zu versammeln. Wird nun natürlich jede Hausfrau einen nur zu lobenden Eifer entfalten, einen wohlgerichtetfertigten Stolz darin zu suchen, ihren Gästen ein in allen Beziehungen schönes Mahl darzubieten, so sollte dagegen aber auch keine Hausfrau ihr tägliches, häusliches Mahl mit Gleichgültigkeit behandeln, vielmehr auf dasselbe die gleiche Sorgfalt verwenden, wie auf ihre Gastmahl. Denn das tägliche, häusliche Mahl ist es, zu welchem die Familie sich jezt zur Sättigung und Erquickung, zu freundlicher Plauderei und gemüthlicher Erheiterung zugleich, und die Hausfrau, die ihren täglichen, häuslichen Tisch nur als ein nothwendiges Uebel ansieht, ihm nur Aschenbrödelrechte einräumt, seine schöne Beschickung für überflüssig hält, sündigt in trauriger Verleumdung der hohen Bedeutsamkeit des häuslichen Mahles aufs Gröblichste gegen den Geist der Familie. Und wie gar so selten nicht ist allein nur der Mangel eines schönen häuslichen Mittagstisches die erste Grundursache zerfahrener und trister Eheverhältnisse. Der Mann heirathet, gründet sich ein eigen Daheim, um in ihm Das zu finden, was ihm keine Gesellschaften, kein Club, keine Wirthshausstafeln bieten könnten, das Glück anmuthig schöner Häuslichkeit, ein Glück, welches zu erlangen selbst auch der ursprünglich ehescheueste und incarnirteste Junggefell schließlich suchen wird, nachdem er den vielfach sehr fragwürdigen Freudenbecher der schrankenlosen Freiheit und Ungebundenheit des Ledigseins bis auf den Grund geleert hat, und ihm nun daraus nur noch der elendschale, trübe Bodensaß entgegengrinst. Wenn nun aber der Ehemann gewahren muß, daß die Gattin, welche er an seinen Herd geführt hat, ihm an diesem das stille und prunklose, aber eben deshalb um so inniger und dauernder befriedigende häusliche Glück zu schaffen, daß diese Gattin wohl für die Gesellschaft sich zu schmücken und zu puzen liebt, wohl für Gäste ihre Zimmer mit sinniger Anmuth zu zieren, ihren Speisetisch sauber und geschmackvoll herzurichten und mit wohl zubereiteten, schmackhaften Gerichten zu bestellen weiß, im gewöhnlichen, täglichen Leben dagegen ihm allezeit in salopper Kleidung nur entgegentritt, sein tägliches, häusliches Mahl mit widerwilliger Hand übel, schlecht ihm nur bereitet, seinen Stisch mit kühler Gleichgültigkeit, und seinen freundlichen Bitten und Vorstellungen, seinen ernstern Mahnungen und eindringlicheren Remonstrationen gegen solche Frevelthat und schlimme Vernachlässigung immer nur die beliebte landläufige, im Munde einer Gattin ihrem Mann gegenüber in der angezeigten Beziehung aber bis verletzende und beleidigende Antwort entgegensezt: „Aber mein Gott! wir sind ja doch nur allein!“ — ih's da wohl diesem Ehemann so gar bitter zu verübeln, wendet er zulezt, aberdrüssig endlich des flets vergeblichen Mahnens und Bittens, wieder den alten Plätzen sich zu, wo er als Junggefell daheim war, und sucht er dort nun Ersatz für den anmuthig fesselnden Comfort, den er in eigener Häuslichkeit, am eigenen Tisch, an der Seite der Gattin und durch diese zu finden träumte, durch die Schuld der Gattin aber beide nicht finden sollte?! Ich habe als Gast an der Festtafel dieser und jener Hausfrau gegessen und Tafelzug, Geschirr, Speisen, Alles war vorzüglich, elegant,

Unter geehrten Lesetinnen werden höflich ersucht, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Kreisen, und Bekannten, freilich zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechselungsreicher Unterhaltungslitteratur dafür dankbar zu erweisen suchen. Bei Bestellungen und Einkäufen von Waaren wolle man sich gütigst ebenfalls auf die betr. Anzeigen des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender

Bitte zu lesen!

Bitte zu lesen!

Untere geehrten Lesefröhen werden höflich ersucht, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Kreisläusen, und Personen-Verzeichnissen, zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannen-der Romane und abwechselungsreicher Unterhaltungslectüre dafür dankbar zu erwiesen suchen. Bei Bestellungen und Einkäufen von Waren wollen wir man sich gütigst ebenfalls auf die betr. Anzeigen des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

strahlend, sauber; mit Geschwad und sinniger Anmuth war Alles geordnet, eine schöne Harmonie gab überall und in Allem sich kund, und ich trieb in meinem Herzen das Glück der Ehemänner, die solche Muster von Gattinnen sich erlesen konnten, und wiederum aber wollte es der Zufall, daß ich auf den häuslichen Mittagstisch eben derselben Hausfrauen untermüthet habe einen Blick werfen können, und Schauder und Grauen besiel mich und aus dem Hymnus in meinem Herzen wurde ein Mitleidscarmen für die armen Ehemänner, und erschlossen war mir sofort das Räthsel, dessen Lösung ich bisher vergeblich nachgesonnen, warum doch nur gerade diese Ehemänner so oft auswärts speisen!

Nicht die für geladene Gäste hergerichtete und besetzte Festtafel giebt deshalb den wahrhaften Gradmesser für den hausfräulichen Werth einer Ehegattin, sondern das alltägliche häusliche Wohl. In dieses also wird die rechte und echte Hausfrau den Schwerpunkt ihrer hausfräulichen Ehre für immer zu legen haben, denn die Gastgebote sind eben doch stets nur Ausnahmen, während das häusliche Wohl überall nur die Regel bildet. Und es ist so schwer gar nicht, in unserer einfach bürgerlichen Haushaltungen, auch bei beschränkten Mitteln nur,

das tägliche Wohl, durch Sommer und Winter, Schmuckhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels wie Altmeister Goethe singt, mit Herzlichkeit und Anmuth den Tisch einladend zu serviren.



Wer hat die Seife erfunden.

(Nachdruck verboten.)

Ob das auserwählte Volk Gottes die Seife kennt, vermochte ich nicht zu eruiuen. Seine historische Haupturkunde, die Bibel, spricht zwar von Myrrhen und Weihrauch, Lüstölen und allen möglichen, auf künstlichem Wege hergestellten, auf Flacons und Krüge gezogenen Wohlgerüchen, deren die Juden also viel und in vielfältigen Formen sich bedient haben müssen, von Seife findet sich in ihr aber nirgends, mindestens, so viel ich herauslese, auch nur die leiseste Andeutung. Selbst der Römer Pilatus wusch in Jerusalem bekanntlich seine Hände nur mit Unschuld, nicht aber mit Seife. Die alten Aegyptier wuschen ihren Leib und ihre Pyjama-hemden mit einer Wurzel, die in warmem Wasser leicht schäumte, während die alten Hellenen ihre Wäsche und sich selbst ohne Seife reinzuwaschen verstanden haben müssen. Denn hätten sie Seife gehabt, würde Vater Homer unzweifelhaft bei der von ihm beschriebenen großen Wäsche, welche höchst eigenhändig und höchst eigensüchtig Ihre königliche Hoheit Prinzessin Nauiska unter thätiger Mitwirkung höchst ihrer Hofdamen am Meeresgestade abhielt, uns auch die Sorte Seife, welche die erlauchte Wäscherin gebraucht hätte, deren Urstoffe und Bereitungsweise sammt dem Namen und Geschlechtsregister des illustren Erfinders, resp. Siebers mit gewohnter Gründlichkeit ebenfalls kund gethan haben. Die alten Römer erhielten Seife als Kunstproduct zuerst aus Gallien, wie Plinius der Ältere mittheilt, und schreibt dieser Autor die Erfindung der Seife den Gallern bedingungsweise überhaupt zu, als Zeit der Erfindung das erste Jahrhundert n. Chr. angehend. „Die beste Seife indessen“, bemerkt er weiter, „kam aus Deutschland, und wurde aus Ziegentalg und Birken- oder Buchen-

asche bereitet.“ Materialien, welche eine vorzügliche Seife liefern, was noch heute alle Großmamas alten hauswirthschaftlichen Schläges bezeugen werden, welche, getreu altbürgerlicher Sitte, bei der Geburt einer jeden Entlin einen Kessel voll Seife, wenn auch just nicht aus reinem Ziegentalg, sondern aus Semmelfett, Rinder- und Hammeltalg, kochen und in eine Tonne packen, um sie dereinst dem Großkind in den Brousch zu schenken. Die Araber und die ihnen stammverwandten Völker des Orients hatten Seife schon vor dem Propheten, was sich aus dem Koran beweisen läßt. Chinesen und, irre ich nicht, auch die Japanesen, waren, als wir diese Völker kennen lernten, bereits seit unvorstelllichen Zeiten im Besitz von Seife. Die Araber brauchten die Sodaseife — Soda gewannen sie aus sodahaltigen Pflanzen, was im Orient heute noch geschieht, während wir jetzt die Soda aus Rochsalz erzielen, ein Verfahren, wozu Veblanc den Weg fand und deren Bereitungsweise nach Spanien, das alte Venedig holte Seifen aus Tunis und lernte selbst ausgezeichnet solche zu bereiten. Spanische und venetianische Seife war denn auch im Mittelalter und weit darüber hinaus noch hochbühmt und dem Vasallisch der eleganten Welt eine unentbehrliche Requisite.

Die Seifen des Orients waren anschließend Del-seifen, die Spaniens und Italiens größtentheils. Dem alten Rom unter den ersten Kaisern lieferte aber hauptsächlich Deutschland die Seife und nicht bloß diese, sondern — wunderbar genug! — die — Pomaden! Auch diese scheinen also unsere langhaarigen Vorfäter vorzüglich bereitet zu haben, wenigstens erzählt wiederum Plinius, daß die Deutschen ihrer Seife eine rothe oder gelbe Farbe zusetzten, um sie zum Färben ihrer Haare zu benutzen (also veritable Stangenpomade!) und Martial rätth gegen das frühzeitige Ergrauen der Haare Rochts eine Wase über das mit „bavariſchen Schaum“ (Bierschaum wird er wohl können damit gemeint haben?) benezte und gefärbte Haar zu ziehen.

Wird man nun leider auch eine apodiktisch bestimmte Antwort auf die obenstehende Frage sehr wahrscheinlich wohl immer schuldig bleiben müssen, so meine ich doch, wir dürfen getrost und sonder Gewissensscrupel, wenn natürlich auch nicht das Verdienst der alleinigen Erfindung, so doch das der Weiterfindung der Seife unseren ehrwürdigen germanischen Urväter vindiciren und ist die viel citirte Bemerkung des berühmten Chemikers Diebig, daß der Seifenverbrauch einen Maßstab für den Culturstand eines Volkes abgebe, eine Wahrheit, so müssen danach die wälderbewohnenden Teutonen auf einer ungleich höheren Culturstufe bereits gestanden haben, als man sonst ihnen gemein hin zuzugestehen pflegt.

Ob das lateinische sapo und das später griechische sapmo nicht gerademwegs aus dem von dem im Niederdeutschen noch heute fortlebenden „Serp“ herkommt, mögen Philologen von Fach klarlegen.



Gemeinnütziges.

Blumenkohl auf holländische Art. Der gut gepuhte, in möglichst große Stücke zerkleinerte Blumenkohl wird in weichem Wasser, aber nicht zu weich gekocht, abgeseigt, in Wasser geworfen und auf einem Sieb abgetropft. Inzwischen bereitet man die Tunkte, indem man hellbraun gewachte Butter mit einem Eßel-

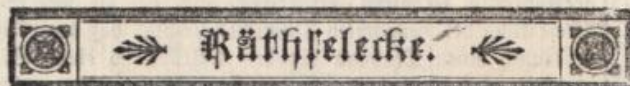
verrührt, mit süßer Milch oder Fleischbrühe verköcht, sowie mit Salz und Muskatblüthe würzt; der Blumenkohl wird dann noch eine Viertelstunde darin gedämpft.

Billiger Thee. Die jüngsten und zartesten Blätter des Brombeerstrauches, in der Sonne getrocknet, geben einen Thee, der dem besten chinesischen an die Seite zu stellen ist. Da dieser Strauch überall wild wächst, so hat der Thee den Vorzug, jedem zugänglich zu sein, der die Ausgabe von 2 bis 3 Mark für chinesischen Thee scheut.

Schlagsahnspeise. $\frac{1}{2}$ Liter Sahne wird steif geschlagen und gesüßt, dann mit 150 Gramm Gelatine vermischt, in drei Theile getheilt und gefärbt, ein Theil mit Chocolate braun, ein anderer mit rother Gelatine roth. Hierauf thut man die Masse schichtweise mit Macronen in eine Form, stellt sie kalt und stürzt die Speise zum Gebrauch. Statt der Macronen kann man auch eingemachte Früchte nehmen.

Schinken mit Madeirauntke. Man legt einen frischen Schinken über Nacht in Milch, kocht ihn weich, befreit ihn von der Schwarte, bereite eine Madeirauntke, indem man braune Grunduntke mit 2 Glas Madeira, einem Stückchen Zucker und weißem Pfeffer verköcht, läßt den Schinken noch eine halbe Stunde in der Flüssigkeit dünsten, bestreicht ihn mit Fleischglace und richtet ihn mit glacirten Zwiebeln an.

Gutes Mittel gegen Hühneraugen. Gegen dieses allgemein vorkommende, bei vielen störende Leiden sind schon so viele Mittel zur Vertreibung in die Oeffentlichkeit gelangt, daß es fast überflüssig wäre, immer wieder neue Rezepte dagegen an das Tageslicht zu fördern. Es soll hier indeß ein Mittel gegen die Hühneraugen genannt werden, das sich fast durchgängig glänzend bewährt hat. Man mischt nämlich je 5 Gr. Theer, groben braunen Zucker und Salpeter, erwärmt dies Gemisch, und streicht davon auf jedes Leber, das man in kleinen Pflasterchen auf das Hühnerauge legt.



Wir veröffentlichen nachstehend wieder

Zwei Preisräthsel.

1.

„Im „Wiesbadener Generalanzeiger“ besitzt man eines der wirksamsten Insertionsorgane, zumal er das meistverbreiteste Blatt im „Rheingau“ und dem „blauen Ländchen“ ist und sich auch am hiesigen Orte einer großen Beliebtheit in allen Schichten der Bevölkerung erfreut. Keiner sollte daher in seinem eigenen Interesse versäumen, bei Aufgabe von Inseraten in erster Linie den wöchentlich siebenmal erscheinenden „W. G. u. G.“ zu berücksichtigen.“

In Vorstehendem ist ein bekanntes, aus drei Worten bestehendes Sprichwort enthalten, dessen einzelne Silben

versteckt liegen, wie z. B. die Silbe „ein“ in „eines“ oder „kein“ in „keines“. Wie heißt das Sprichwort?

2.

Nur für Kinder.

Diebst du es vorwärts, fällt's vom Himmel,
Auch findest du's in Oesterreich;
Doch buchstabirst das Wort du rückwärts,
So ist es einem Neger gleich.

Die für die besten Lösungen ausgesetzten Preise sind folgende:

A für 1.:

1. Preis: Eine vollständige Klassikerbibliothek in 6 Bänden von Rud. von Gottschall.
2. „ Meisterwerke von Goethe, Schiller, Lessing und Körner. 4 Bände.
3. „ Bild, Gesundheitslexikon. Ein starker Prachtband.
4. „ Meisterwerke von Kleist, Hauff, Senau und Heine. 2 Bände.
5. „ Dramatische Meisterwerke Schillers. 1 Band.
6. „ Die neue Moral. Roman von Leon Leipziger. 1 Band.

B für 2.:

1. Preis: Packowitz, Thierleben.
2. „ Schädliche und nützliche Vögel. 2. Bände.
3. „ G. Kler, Deutsche Feldensagen.
4. „ Rud. Scipio, In Deutsch-Ostafrika.
5. „ Andersens Märchen.
6. „ Deutemann, Illustr. Naturgeschichte der drei Reiche.

Zu beachten ist folgendes:

1. Lösungen sind zu richten an die „Redaktion des Wiesbadener Generalanzeigers“. In einer Ecke des Briefumschlages ist außer der Adresse zu vermerken: **Preisauflage.**
2. An der Lösung dürfen sich nur Abonnenten unseres Blattes betheiligen. Behufs besserer Controlle ist die letzte Abonnements-Quittung beizufügen.
3. Der letzte Termin der Einsendung ist auf den **13. August** festgesetzt.
4. Sämmtliche Namen derjenigen, welche richtige Lösungen einsandten, werden veröffentlicht. Ueber die Zuerkennung der Preise entscheidet das Loos.



Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer.

Skatenaufgabe:

Der Spieler wendet a8, findet noch bD und brüht bK, D. Da V durch jedes Spiel herrmgeht, hat er mindestens 191: M hat 54 weniger, also 137. Um M heranzubringen ist also ein Spiel von 64 Augen erforderlich = a-Sandspiel mit 6 Matadoren. Schneider. Kartenvertheilung: B. aK, D, 9, 8, 7; bA, 10, K, D; cA. M. a, dB; aA; b9, 8; c9, 8, 7; dA, K. 5. b, cB, a10; b7; c10; d10, D, 9, 8, 7. Stat: cK, D. Spiel: 1. B, a7, aA, a10 (-21). — 2. M. c9, c10, cA. — 3. B. a8, dB, cB (-4). — 4. 5. d9, aK, dK. — 5. B. a9, aB, bB (-4) Die andern Stiche nimmt V.

Kapselräthsel:

Mehr zu hören, als zu reden
Solches lehrt schon die Natur:
Die verschah uns mit zwei Ohren,
Doch mit einer Zunge nur.

Charade: Hauskreuz.



Richtige Lösungen sandten ein: Ph. Heim, Carl Steinig, Wiesbaden, D. J. Boll, Mainz, A. Warneck, Radesheim.

Verantwortlich für die Redaktion: Friedrich Kley, sämmtlich in Wiesbaden.